Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 4

Artikel: Kulturkritische Notizen. Göttin Forschung und ihre Priester
Autor: Stickelberger, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079772

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

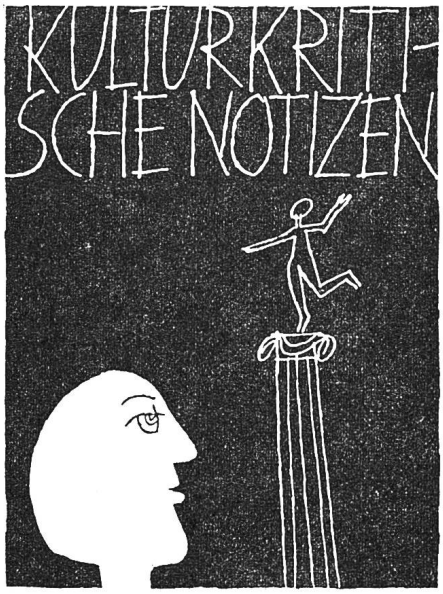
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rudolf Stickelberger

Göttin Forschung und ihre Priester



Solange eine Sprache gesprochen und nicht bloß noch geschrieben wird, ist sie – man weiß es – eine lebendige Sprache, und wie alles Lebendige entwickelt, verändert und verbraucht sie sich. Die einzelnen Worte passen sich dem Zeitlauf an und wechseln die Vorstellung, die sich mit ihnen verbindet.

So hat sich innerhalb weniger Jahrzehnte der Begriff «Forscher» gewandelt. In meiner Bubenzeit dachten wir zuerst an den alten Marco Polo und den – damals – modernen Sven Hedin, die unter abenteuerlichen Umständen die Geheimnisse unerforschter asiatischer Länder aufzudecken trachteten, an die Polarforscher Scott oder Amundsen, weiter allerdings auch an Mikrobenjäger wie Pasteur oder Koch. Auf jeden Fall verknüpften sich bedeutende Ergebnisse mit großen Namen, die zu behalten waren; ihre Träger erhielten, seit er vom Dynamitkönig gestiftet war, meistens auch den Nobelpreis.

Forschung ersetzt Forscher

Auch in unseren Jahren werden Nobelpreise verliehen. Aber höchstens noch die Auszeichnungen für Dichter oder für Friedensbemühungen treffen profilierte Typen. Die eigentlichen Forscher auf den Gebieten der Medizin, der Physik und der Chemie bleiben – mit Ausnahmen – Namen, die auftauchen und wieder verschwinden. Ihre Biographie gibt im Zusammenhang mit ihrem Werk wenig her; sie entdeckten ihre wissenschaftlichen Funde nicht in ihrer Klause. Man belehrt uns, daß je länger desto mehr auf naturwissenschaftlichem Gebiet die Gruppe, das Team den genialischen Individualisten ablöse. Wenn der Baron Münchhausen seiner Phantasie die Zügel schießen ließ und von seiner Reise zum Mond flunkerte, dann war er es persönlich, nur er, der den Geniestreich ausheckte. Wer hätte ihm beim Flug sonst assistieren können? Vorbereitung und Ausführung gingen auf seine Verantwortung.

Die heutigen Mondreise-Präparanden dagegen hängen von gewaltigen Systemen ab. Tausende sind damit beschäftigt, Millionen von Computer-Resultaten in neue Computer zu stecken, und Milliarden von Dollar oder Rubeln lassen erst den alten Wunschtraum irgendeinmal nüchterne Wirklichkeit werden. Wer den Mond zuerst erreicht, weiß man noch nicht. Aber Name und Person tun nicht mehr viel zur Sache: Trainiert werden manche, und es handelt sich zuletzt bloß darum, eine Gruppe passender Kandidaten zu bestimmen, die in die Kapsel zu steigen haben. Es könnte vorerst auch ein Hund oder ein Affe sein; das Gelingen hängt vom Funktionieren des Apparates ab, und die im einzelnen daran Beschäftigten gehören zu ihm wie die mechanischen Teile: im Fall eines Versagens können sie sofort ausgetauscht werden. Hier ist wirklich kein Mensch mehr unersetzlich, und so spricht man denn auch selten mehr vom einzelnen Forscher. Man spricht von den Forschern wie von den Bienen oder Ameisen lieber in der Mehrzahl und ersetzt auch diese am besten durch die neutrale «Forschung».

Sinn des Fortschritts: Brot für alle

Im Auftrag der schweizerischen Maschinenindustrie hat kürzlich Professor Dr. Ambros Speiser, Forschungsdirektor von Brown Boveri, der Presse und damit dem Publikum die Zusammenhänge zwischen Forschung, angewandter Technik und Staat erläutert. Seine Hauptthese: Auch in der Schweiz soll, kann und muß geforscht werden, damit Industrie und Technik auf der Höhe bleiben, und der Staat hat am Gelingen des Zusammenspiels mitzuwirken. In Amerika seien die Brücken von der Wissenschaft zur praktischen Nutzanwendung mustergültig geschlagen worden – bei uns zu Lande wenigstens in der chemischen Industrie. Wir befinden uns unterwegs zur Ameisen- oder Bienengemeinschaft. Wer an der Spitze steht, übersieht die Konsequenzen am besten.

Im erwähnten Vortrag Ambros Speisers – er besitzt die seltene Gabe, komplizierte Zusammenhänge einfach zu formulieren – schwangen einige Ängste mit vor dem, was kommen muß. Er weiß, was Forschung und Technik anrichten, wenn sie als Selbstzweck herrschen. Jedenfalls erwähnte er die seltsamen seelischen Bahnen, auf die unsere Halbwüchsigen im technischen Fortschrittsrausch geraten können. Vielleicht hat er sich einmal sogar einen der heute so beliebten James Bond-Filme angesehen: Sämtliche Schwierigkeiten sind dort durch die Technik zu überwinden; die menschlichen Beziehungen reduzieren sich auf Sex und Tod – und sonst nichts.

Dennoch, so Speiser, dürfe der Fortschritt nicht gehemmt werden: Schon deswegen, weil zwei Drittel der heutigen Menschheit jeden Abend hungrig zu Bett gehen; ihnen kann nur durch die gemeinsame Anstrengung von Wissenschaft, Technik und weltweiter Organisation geholfen werden.

Mondfahrer auf Matterhornhöhe?

Verglichen mit anderen Industrieländern, nimmt sich der Beitrag des Staates in der Schweiz bescheiden aus: Während in den USA der Staat 65 Prozent der Kosten für die Forschung aufbringt, in Großbritannien 64, in Frankreich gar 66 und in Schweden 55 Prozent, sind es bei uns ganze 25. Kein Wunder, daß von den weitsichtigen Schweizern dringend eine bessere Unterstützung der ETH, der kantonalen Universitäten und anderer Forschungsstätten gefordert wird.

Geld allein macht allerdings auch im Fortschritt noch nicht glücklich. Die Vorschläge, wo und wie geforscht werden, wo das vom Staat zu beziehende Geld hinfließen soll, schwirren

Kulturkritische Notizen

je nach Interessengruppen kreuz und quer durcheinander. Könnte man das imponierende Vorbild Amerikas nachahmen, indem man, proportional etwa der Bevölkerung beider Länder und dem Volkseinkommen angepaßt, den amerikanischen Forschungsschlüssel durch sechzig teilte?

Wohl kaum: dann hätte man zwar von allem ein wenig, aber von allem zu wenig. Beispielsweise könnten wir, falls wir uns am Wettlauf nach dem Mond beteiligen wollten, einen Mann gerade auf die Höhe des Matterhorns hissen. Auch von der Entwicklung eigener Computer oder Nachrichtensatelliten hat Herr Speiser abgeraten – eben, weil wir nicht nach neuen Experimenten suchen sollten, unter denen die bestehenden Positionen zu leiden hätten. Unsere drei starken Säulen heißen: chemische-, Uhren- und Maschinenindustrie.

«Es steht noch nicht im Brockhaus . . .»

Wie aber unterstützt in der Schweiz der Staat die Forschung? Einen Querschnitt über das Geleistete bietet die kürzlich erschienene Denkschrift «15 Jahre Nationalfonds».

Seit Bundesrat Philipp Etter am 1. August 1952 feierlich im Ständeratssaal die Gründung des Nationalfonds bekannt gab, hat dieser 240 Millionen Franken für Grundlagenforschung eingesetzt. Ein Drittel, das heißt 75 Millionen, erhielt die Physik; der Biologie flossen 27 Millionen, der Medizin 45 Millionen zu. Das verwöhnteste Kind der schweizerischen Wissenschaft ist die Chemie: ihr stiftet die Industrie jährlich 600 Millionen Franken für die Förderung der angewandten Forschung und Entwicklung. Sie wäre also am wenigsten auf den Nationalfonds angewiesen – doch nimmt auch sie die an den öffentlichen Hochschulen sorgfältig ausgebildeten jungen Chemiker mit Freuden entgegen.

Aus diesen wenigen Zahlen ergibt sich, daß das Schwergewicht der heutigen Forschung auf den Naturwissenschaften liegt. Die Geisteswissenschaften schwimmen bloß noch mit. Diese Behauptung wird natürlich auf Widerspruch stoßen. Vor allem die Rektoren unserer Hochschulen werden sie nicht wahrhaben wollen. Tatsächlich genießen bei feierlichen Anlässen immer noch die Theologen den Vortritt, und Philosophen wie Rechtskundige stehen in hohem Ansehen. In Wirklichkeit aber regieren – abgesehen von den Börsianern – Chemiker, Physiker und Mediziner unsere Welt.

Unsere Behauptung wird untermauert durch die Begleitworte, die der Präsident des Nationalfonds, Professor Alexander von Muralt, der erwähnten Jubiläumsschrift mitgibt: «Eine beispiellose Ausbreitung und Vertiefung der wissenschaftlichen Forschung ist in den letzten 50 Jahren eingetreten, gepaart mit einer Erweiterung des menschlichen Wissens, die unsere Zeit dereinst zum Jahrhundert der wissenschaftlichen Forschung und Technik stempeln wird. Neue große Forschungsgebiete, die vor 25 Jahren noch vollständig unbekannt waren, sind entstanden, wie: Atomenergie, Molekular-Biologie, Psycho-Pharmakologie, Chemie der Anti-Biotika oder operationelle Forschung. Vorstellungen und Begriffe beschäftigen den modernen Forscher, die in einem Lexikon, das mehr als 25 Jahre alt ist, gar nicht zu finden sind.»

Zeitgemäßer Götzendienst

Unsere Generation huldigt einer neuen Form von Götzendienst: Der naturwissenschaftlichen Forschung wird beinahe unbesehen und ohne nachzuzählen geopfert, was sie verlangt, und Physik, Biologie und Medizin heischen ungeheuer teure Apparaturen. Auf dem Hönggerberg entstand der Stolz der ETH: Der Beschleuniger mit der Meßgenauigkeit von einer Milliardstel Sekunde, eine Wallfahrtsstätte für wissensdurstige Ausländer. Als unlängst Schulratspräsident Minister Jakob Burckhardt dieses Wunder der Präzision einer Gruppe von Journalisten vorführte, bemerkte er ironisch: Es gehe jeweils so ungefähr dreißig Jahre, bis sich unsere einheimische Industrie die neuen Erkenntnisse der Forschung zunutze mache; dies als Ergänzung zu Ambros Speisers Forderung, Staat, Wissenschaft und Industrie könnten und sollten künftig weit besser zusammen arbeiten.

Jedem Götzendienst liegt Aberglaube zugrunde. Vor dem zeitgemäßen Aberglauben, kostspielige Einrichtungen garantierten auch die besten Ergebnisse, warnt Professor von Muralt in doppelter Kompetenz: einerseits in seiner Eigenschaft als Biologe und anderseits als Nationalfonds-Präsident. Er selbst entzaubert zum Beispiel die Wunderworte «Elektronenmikroskop» und «Ultrazentrifuge» mit der Bemerkung: «Es muß einmal gesagt werden, daß gerade auf dem Gebiet der Elektronenmikroskopie mancher Leerlauf vorkommt und auch oft technisch ungenügende Arbeit geleistet wird, und daß mit sehr kostspieligen Ultrazentrifugen neben guten auch äußerst banale Fragestellungen experimentell geplant werden. Der Glaube, eine hervorragende Instrumentation des Laboratoriums sei schon der Beweis für gute Forschungsarbeit, gehört zu den Überwertungen, denen wir im Zeitalter der Technik ständig ausgesetzt sind.»

Im Basler Bürgerspital kommt der durchschnittliche Krankentag auf 120 Franken zu stehen: die chemischen und physikalischen Untersuchungen verschlingen mit den medizinischen zusammen unvorstellbar große Summen. Nichts gegen sie, wenn sie dem Leben dienen! Ein Chefarzt verstieg sich indessen an einer medizinischen Tagung zur Feststellung: Innert der letzten 30 Jahre habe sich die Medizin mehr neuen Tatsachen gegenüber gestellt gesehen als vorher im Verlauf der letzten zehn Jahrhunderte! Auch er schien gegen den Rausch des Götzendienstes zu Ehren der Forschung nicht ganz gefeit, und auch er wird es erleben müssen, daß die vermeintliche Perfektion gelegentlich am Fehlen einer ganz primitiven menschlichen Handreichung zerbricht: Daß etwa ein am Herzen zu operierender Patient als Notfall in eine mit raffi-

niertesten Apparaturen eingerichtete Spitalstation eingeliefert wird, aber während der Wartezeit keine Gelegenheit findet, ein ur-menschliches Bedürfnis zu erledigen, weil sich inmitten der elektronischen Herrlichkeit kein entsprechendes Gefäß in Reichweite auftreiben läßt. Kürzlich passiert, und unser Gewährsmann litt deswegen größere Qualen als wegen seines lebensgefährlichen Leidens...

Auch die Geisteswissenschaften profitieren ein wenig

Verglichen mit den Naturwissenschaften spielen im Spiegel der Nationalfonds-Zahlen die Geisteswissenschaften eine geradezu rührend bescheidene Rolle, obwohl – man staunt auf den ersten Blick – 80 Prozent der Publikationsbeiträge ihnen zufließen. Aber was bedeuten 80 Prozent von 5 Millionen verglichen mit den 215 Millionen für Forschungsbeiträge!

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Weder Professor von Muralt noch sonst jemand möchte die Geisteswissenschaften in die Ecke drücken. Im Gegenteil: Bei der Berichterstattung im Jubiläumsbuch erhält man eher den Eindruck, daß diese mit besonderer Hochachtung traktiert würden, wie an einem Familientag eine betagte Tante, die ehemals im Clan regiert hat und – als einzige – noch nicht begreift, daß sie ihre dominierende Rolle ausgespielt hat. Man schont ihre Gefühle und ehrt sie hoch – gefährlich wird sie nimmermehr.

Auch die Hälfte der Nachwuchsstipendien fällt den Geisteswissenschaften zu, weil hier «keine Institute bestehen, in denen die jungen Forscher nicht nur eine Existenzbasis, sondern auch die erforderlichen Ausbildungs- und Entwicklungsmöglichkeiten finden könnten».

Ergebnis: Auch die Geisteswissenschaften profitieren vom Nationalfonds. Sie ernten im Schatten der Riesensummen verschlingenden Beschleuniger und Elektronenmikroskope ihre kleinen Blüten, indem historische oder philologische Forschungen ebenfalls unterstützt werden.

Staatlich gefördert wurden auf dieser Basis zum Beispiel die Untersuchungen über die liturgischen Handschriften der Schweiz, außerdem die Sichtung und Herausgabe der unfaßlich reichen Korrespondenz der Nachfolger Zwinglis in Zürich und Calvins in Genf, also Heinrich Bullingers und Theodor Bezas, weiter die Schaffung einer ökumenischen Dokumentationsstelle in Freiburg.

Den Juristen verhalf der Nationalfonds hauptsächlich zu Kommentaren, den Soziologen zu Untersuchungen über die Freizeitgestaltung von Angestellten und Arbeitern oder – ein Einzelbeispiel – «er unterstützt den Versuch, die soziologischen Beziehungen zwischen den Nationen mit Hilfe dynamischer Modelle zu erfassen». Alimentiert wurde auch «ein Forschungsprojekt, das die Stadt als Umschlagplatz von Informationen zu erfassen versucht».

Die Ansprüche der einen Philosophie an das Portemonnaie des Staates sind so bescheiden, daß wenigstens, um den guten Willen zu beweisen, ein Assistent für die Ausarbeitung einer Geschichte der Philosophie finanziert wurde. Um nicht in den Geruch weltweiter Fahrigkeit zu geraten, wurde auch einheimisches Schaffen geehrt und eine Biographie von Ignaz Paul Vital Troxler gefördert, die hoffentlich – auch im Interesse des medizinisch-philosophischen Universal-Genies selber – nicht die Dimension eines ähnlichen Werkes über Jacob Burckhardt annehmen möge!

Weshalb sich tiefenpsychologische Erhebungen bei afrikanischen Stämmen oder die archäologischen Untersuchungen in Ruinen von 150 koptischen Klöstern der besonderen Förderung durch den Nationalfonds erfreuen, ist nicht festzustellen. Auch die Wissenschaft geht ja mitunter ihre eigenwilligen Wege und schenkt ihr Wohlwollen, wem sie gerade gnädig sein will: Wenn die medizinischen Fakultäten von Basel und Bern fast am gleichen Tage zu Ehrenmedizinern einen tüchtigen Bundesbeamten oder den Präsidenten der Wanderweg-Organisationen ernennen, den einen, weil er durch Edelobstanbau die Mostbirnen vertilgt und damit der Trunksucht Einhalt geboten, den andern, weil er das Spazierengehen im motorisierten Zeitalter wieder salonfähig gemacht hat – weshalb soll man nicht mit eidgenössischen Mitteln das Seelenleben der Stämme am Niger untersuchen? Edgar Wallace hat die Ergebnisse offenbar zu journalistisch publiziert...

Nein, wir beabsichtigen nicht, diese unterstützten geisteswissenschaftlichen Leistungen lächerlich zu machen. Ihre Themen sind samt und sonders der Bearbeitung wert. Ja, sie zeigen, mit welch freundlicher Mühe die einzelnen Gebiete zur ausgleichenden Unterstützung aufgespürt und von ferne hergeholt werden müssen, während in Chemie und Physik, Biologie und Medizin sich die zu erforschenden Probleme drängen, ja überstürzen.

«PRASURA» AROSA

Schulinternat, Ferien- und Erholungsheim

Modern eingerichtetes Haus in sonniger Lage.
Individuelle Schulung, Sport, Kindergarten, Bastelkurse.

Persönliche Leitung:
Frau Dr. R. Lichtenhahn
7050 Arosa, Telefon 081 31 14 13
Prospekte

FRANZÖSISCH

25 Stunden in der Woche
Rasches Erlernen und gründliche Arbeit.

ÉCOLE VINET · LAUSANNE

Telephon (021) 22 44 70

Reformiertes Externat für Mädchen.
Vermittelt gern Adressen von empfehlenswerten Pensionen und Familien.